„Zu Befehl!“ sagte der Leutnant K., und als ich ihm abschiednehmend die Hand drückte, setzte er noch hinzu: „Es wird schon . . .!“

Eine Stunde später, vom ganzen Bataillon fieberhaft beobachtet, erfolgte der neue Vorstoß gegen den Cognonwald. Hatten wir mit Recht befürchtet, die Unsern würden nur einige Meter weit kommen, um dann im Feuer der feindlichen Maschinengewehre liegen zu bleiben, geschah jetzt ein Wunder. Entweder schlief der Amerikaner, oder der plötzliche Panthersprung der Deutschen lähmte für entscheidende Augenblicke in seiner rasenden Wildheit die feindliche Wachsamkeit: schon hatte die erste Angriffswelle den Waldrand erreicht, Handgranaten donnerten, unsere Maschinengewehre tackten, bald darauf kam auch Meldung: Wir haben den Befehl ausgeführt. Es war am 10. November 1918!

Durch Blindspruch erfuhr die Fuhrung bald die stolze Meldung. Aber dann setzte der Gegenangriff der feindlichen Massen ein. Wild und aufgeregt donnerte der Lärm des erbitterten Kampfes, den unser verlorener Haufen vor unsern Augen im Urwalddickicht führte, zu uns herüber; noch sah man keinen der Kämpfer, um so schrecklicher nur marterte der Lärm das Ohr.

Da — die ersten der Vorfeldbesatzung wagen den anbefohlenen Rückzug. So wie Leutnant K. bei dem Angriff mit der Handgranate in der Faust seinen Braven von Busch zu Busch in den Feind vorausſprang, ist er jetzt der letzte, der den gefährlichen Abmarsch deckt. Neben einem leichten M.G. hält er aus; dort auch trifft ihn ein Eisensplitter am Genick. Die Wunde sicht ihn nichts an, er verschießt den letzten Gurt, wendet sich nun auch und erreicht glücklich die Befehlsstelle.

Ich sehe ihn noch heute vor mir stehen, das Gesicht pulvergeschwärzt, die Brust jagend von dem schnellen Lauf, und vom Nacken den Rücken herab rinnt ihm hell das Blut. In seinen Augen aber steht ein Licht, so leuchtend glücklich, wie es mir unvergeßlich geblieben ist. „Wir haben es ihnen tüchtig gegeben, — vor morgen früh sind sie an unsere erste Stellung noch nicht heran, — und nur zwei Verwundete.“ Ich habe den Sanitäter schon gerufen, der die Wunde des Tapferen verbindet. — „Und Sie selbst auch“, ergänze ich seinen Bericht. — „Ach ich“, sagt der Leutnant K. wegwerfend. „Es wird schon . . .!“

Dann geht er nach rückwärts zum Hauptverbandsplatz, oft genug von kreisenden Granateinschlägen verfolgt, wird kleiner, ein winziger Punkt bleibt schließlich zurück, dann verschwindet auch er. Der Leutnant K. ist wie in ein Nichts versunken, als sei er vom Himmel selbst aufgenommen worden.

Der Waffenstillstand kam und die bittere Heimkehr. Wir hatten den Leutnant K. schon lange vergessen. Als später die endgültigen Verlustlisten zusammengestellt wurden, erfuhr ich dabei und wollte es anfangs nicht glauben: K. war schon Ende November im Feldlazarett gestorben.

Wir haben es niemals so recht empfinden können. Der Leutnant K. war so kurz erst gekommen und so schnell auch wieder gegangen. Und sein tapferes Wort, einfach gesprochen und schwer doch befolgt, blieb andern und mir ewig als Mahnung zurück: „Es wird schon!“ Das war uns Zuspruch und Ansporn in allen Kämpfen, Enttäuschungen und Zweifeln, die danach kamen, und eine neue Jugend nahm es auf. Es wurde — Deutschland wurde! Aus dem Geiste aller Gefallenen stieg es sieghaft ans Licht, aus den Gebeinen jener, die starben, um ewig zu leben, so wie jener — letzte Tote des Regiments.

Kameraden

Skizze von Peter Weber

Sie waren gute Freunde, treue Kameraden.

Sie sagten sich das nie, wußten auch nicht, weshalb — sie waren es. Und es war sprichwörtlich in der Kompanie.

Man sah nie einen ohne den anderen. Sie standen im Glied nebeneinander, schliefen in Ruhe übereinander und bewohnten in Stellung ein Loch oder einen Granattrichter. Ein Dritter wurde nie zugelassen. Nicht, daß sie ihn fortgejagt hätten, aber jeder Dritte kam sich überflüssig vor. Denn die beiden redeten am Tage noch keine zehn Worte.

Schoß es — und es gab viel Minen- und Granatenfegen in Flandern —, dann sah erst jeder nach dem anderen, ehe er sich deckte.

Einmal sollte Peter in Urlaub fahren. Karl sagte: „Na ja, mach's gut, und hinten bei den Bäumen wart', bis die zwölf Schuß vorbei sind, und lauf dann ordentlich.“

Peter lief. Unterwegs aber blieb er auf einmal stehen, sagte zu dem andern: „Adjüs och“ — und machte kehrt.

Karl war erstaunt, Peter nach zwei Stunden wiederzusehen, sagte aber nur: „Na ja“, als ihm Peter erklärte, er wolle warten, bis er auch mitfahre. In der Kompanie wunderte sich auch keiner groß.

Da kam der 21. März; der Vormarsch begann.

Alles war begeistert, voll Hoffnung und jagte hinter den „Schentelmännern“ her. Peter und Karl sagten nichts, wunderten sich über nichts. Aßen Weißbrot, Keks, Schokolade und Corned-Beef mit demselben Gleichmut wie früher ihr Kommißbrot und ihre Graupensuppe.

Dann ging es langsamer vorwärts. Starke englische Reserven traten zum Gegenstoß an.

Die Kompanie lag vor einem kleinen französischen Dorfe: Zweihundert Meter höchstens. Vor freundlichen Backsteinhäuschen standen die Vorgärten im ersten Grün. Kaum ein Schuß fiel, ja, man hörte Vögel piepsen. Es lag wie ein sonnig heiterer Friede über dem Ganzen. Der Flieder hatte sich eben etwas rot gefärbt. Man meinte den Duft zu verspüren.

Der Feind rührte sich nicht. Gegen zwei Uhr nachmittags, kommt die Meldung: Der Feind zieht sich zurück, das Bataillon tritt zum Vormarsch an!

Schon taucht die Schützenlinie aus ihrer Deckung auf. Taktak taktaktaktak sprüht aus den Fliederbüschen Maschinengewehrfeuer. Nun aber los und drauf! Den Kopf weit vorgereckt, das Gewehr umgehängt — in der Rechten die Handgranate wurfbereit —, rein ins Dorf!

Ein paar Schritte vom ersten Gärtchen entfernt sagt Peter auf einmal: „Verflucht!“ — und liegt.

Karl ist durch den Flieder ins Haus. — Der Tommy hebt die Hände. — Das Dorf ist genommen!

Karl geht zurück — durch den Flieder. Nicht schnell, — langsam, wie im Traum. Peter liegt auf dem Gesicht und rührt sich nicht. Karl dreht ihn um. Die Augen sind gebrochen. Auf der Brust ist ein kleines Loch und ein klein wenig Blut.

Karl sieht ihn lange, lange an, läßt den Kopf langsam, zart auf die Erde kommen und steht auf, — sieht in den Garten. Und in die ruhigen blauen Augen tritt etwas wie Haß. Dann packt er den Toten rasch und trägt ihn fort, ins Haus.

Abends begräbt er ihn, allein. Setzt auf sein Grab ein kleines Holzkreuz aus Birken mit einem Zettel darauf.

Es geht weiter. Karl ist noch ruhiger, stiller als sonst. Sagt nichts, auch nichts, als ihn sein Kompanieführer trösten will und ihm die Hand gibt. Er paßt nicht mehr auf, deckt sich kaum — spricht mit keinem.

Der Vormarsch ist beendet. Der Kompanieführer schickt Karl in Urlaub. Er weiß, zu Hause hat er ein Mädchen — das wird ihm drüber weghelfen. Karl fährt in Urlaub. Ist genau so ruhig und teilnahmslos. Nicht mal 'rüber zu Grete geht er. „Karl geh' doch mal zum Nachbar“, sagt die Mutter.

Karl schlendert hin.

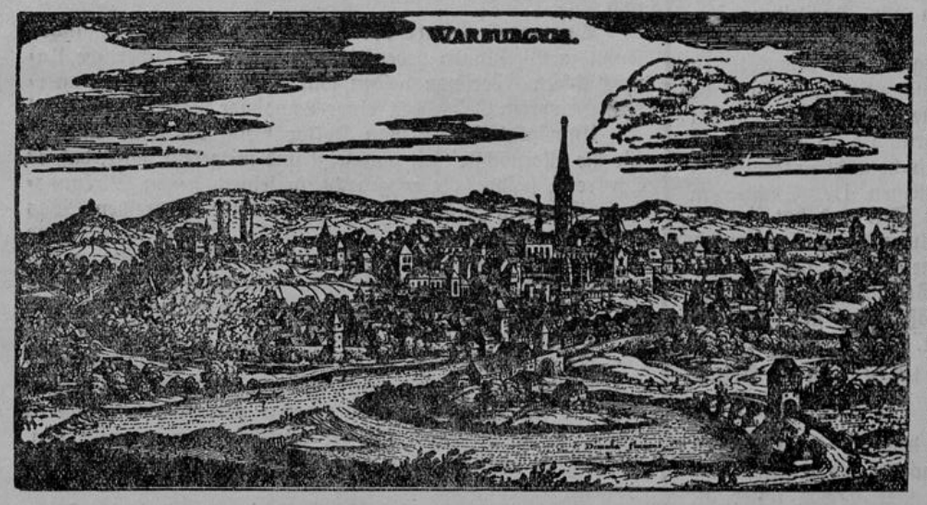
Blühende Vorgärtchen in Maiensonne. Karl sieht sie und sieht sie nicht. — Da geht ein Ruck durch ihn. Ein paar Schritte vor ihm blühender Flieder — wie damals. Karl starrt in die Blüten. Ihm würgt etwas in der Kehle. Und in dem Flieder öffnet sich eine kleine Gartentür, — Grete schaut aus nach Karl. Doch der kommt nicht, streckt schaudernd beide Hände aus, macht kehrt und rennt davon in großen Sätzen. In den Wald.

Spät abends kommt er wieder. Müde und teilnahmslos. Die Mutter faßt ihn um die Schulter und fragt: „Was hafte denn, Karl?“ — „Nichts, Mutter, — frag nicht“ — und geht hinaus.

Er ist wenig zu Hause die Urlaubszeit. Immer draußen. Meidet ängstlich das Nachbarhaus und die Grete. Die Mutter läßt ihn.

Am Tage der Abreise sagt er: „Mutter, die Grete soll nicht schreiben.“ Dann fährt er.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 15 | **20. Februar 1937** | **11. Jahrgang**

Abseits der lauten Straßen

Roman von Fritz Hantzsch

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

10. Fortsetzung

Erst allmählich überwand sie das, was wie eine leise Furcht wie eine geheimnisvoll sich fühlbar machende Belastung ihrer Nerven auf sie einwirkte und eine starke Spannung in ihrer Seele erzeugte

Sie begann die Übernahme dieses Teiles der Hinterlassenschaft mit einer gewissen Nüchternheit des Empfindens zu betrachten, sah in ihrem Beginnen den Inhalt der Kästen dieses Schreibtisches kennenzulernen eine Selbstverständlichkeit betrachtete es als etwas, das sein mußte, das nicht zu vermeiden war.

Eine kleine lächelnde Neugierde hatte sich hinzugesellt als sie einem Tagebuche Onkel Antons aus früheren Jahren auf die Spur gekommen war. Aber als sie beim flüchtigen Durchblättern, hier und dort etwas lesend, feststellen konnte, daß die Aufzeichnungen nüchterne Alltäglichkeiten enthielten, wenn auch in eigentümlicher, echt Olschlägerscher Art zu Papier gebracht, flackerte die kleine Neugierde schnell ab. Sie legte das in Wachsleder gebundene Buch beiseite, flüchtig überlegend, vielleicht später einmal darin zu lesen . . .

Im Ganzen bot das, was sie bisher gesehen und entdeckt, nichts Außergewöhnliches. Der Inhalt der Kästen verriet, so weit die oberflächliche Sichtung ein Urteil zuließ, daß sich in ihm ein arbeitsreiches Leben widerspiegelte, ein Leben der Ordnung, der Pflichterfüllung, verbrämt von schalkhaften oder seltsamen Gepflogenheiten eines einsam gewesenen Sonderlings . . .

Eva sandte diesen abschließenden Überlegungen ein kleines Lächeln nach, blickte lange zu dem Bilde über dem Schreibtisch hoch, einer Kopie des berühmten Rembrandt „Anatomie“ und beschloß dann endlich, sich zur Wirklichkeit zurückfindend den beabsichtigten Brief zu schreiben und dann ihrem nur dringend sich bemerkbar machenden Schlafbedürfnis Rechnung zu tragen.

Sie räumte die Kästen wieder ein und legte eine vorhin unbeachtet gelassene Schreibmappe, die in dem Mittelfach des Schreibtisches zuoberst gelegen und in der sie um das für den Brief Erforderliche zu finden glaubte, zurecht.

Als sie ihren Füllfederhalter zurechtgeschraubt hatte und dann die Mappe aufschlug, zuckte sie zusammen. Ein Brief ihre Anschrift „Fräulein Dr. Eva Bruckner, Welslingen Roßgasse 9“ tragend, lag dort. Grauer Hanfumschlag.

Sie nahm ihn nach einigem Zögern in die Hand, die, von Unerwartetem überrascht, merklich bebte. Den Brief auch auf der Rückseite betrachtend, sah sie ihn versiegelt. Braunroter Sigellack. Onkel Antons Petschaft: der Askulapstab mit seinem Namen als Umschrift.

Da hatte sie nun, über die zwei Stunden lang, zwischen allen möglichen Papieren, Kladden, Wirtschaftsbüchern, Rezeptblöcken und ähnlichen an sich bedeutungslosen Dingen herumgekramt um nun zuletzt sie etwas ganz persönlich angehendes zu entdecken, offenbar mit guter Absicht dort aufbewahrt wo sie es am ehesten finden würde

Eine neue Welle aus dem Reich der Abgeschiedenen zu ihr herflutend, umfloß sie, strömte zu ihrer Seele ein Abermals, schon als Vision überwunden, nahte sich ihr jemand stellte sich neben sie, blickte mit ihr auf diesen Brief . . .

Ein leises Erschauern rieselte über ihren Leib. Sekundenlang bemächtigte sich ihrer ein Furchtgefühl, das sie abzuwehren suchte, aber dessen sie nicht sofort Herr wurde. Der hohle Wind begehrte stärker auf, preßte sich gegen den Wetterladen und ließ ihn dumpf gegen das Holz des Fensterkreuzes stoßen . . .

Was fiel ihr ein, töricht zu sein! Sie machte sich ja vor sich selbst lächerlich! Mit einer schnellen, harten Bewegung drückte sie auf das Siegel. Es zersprang, zerbröckelte . . . Ein Spuk zerfloß, verrann . . .

Ganz ruhig und gelassen nahm sie einen Brieföffner und schnitt den Umschlag auf, entnahm ihm einen Bogen, dessen eine Seite beschrieben war. In der großen, weitgeöffneten Schrift Onkel Antons. Datum 20. Februar 19 . . . Keine Anrede. Und in unpersönlicher Mitteilungsform nun folgendes:

„Ich, Doktor Anton Olschläger, wurde gestern, Freitag, den 19. Februar, abends 11 Uhr zu Ludwig Rell, einem Maler, der in einem einsam gelegenen Hause auf dem Totenkogel wohnt, gerufen. Ich diagnostizierte eine starke Entzündung des linken Lungenflügels. Temperatur 40°. Der Kranke war sehr unruhig und fiel, als ich etwa eine Viertelstunde lang beobachtend bei ihm gewesen war, in ein starkes Delirium. Aus seinen wirren Reden entnahm ich, daß er sich eines Mordes an einem Manne bezichtigte den er, um dessen Frau besitzen zu können, nach einer vorausgegangenen Auseinandersetzung erschoß. Der Tat durch

ihn verdächtigt wurde ein Unschuldiger, der dann zu einer Zuchthausstrafe verurteilt wurde.

Da wohl kaum anzunehmen ist, daß den im Fieberwahn gemachten Äußerungen nicht etwas Tatsächliches zu Grunde liegen sollte, weil erfahrungsgemäß seelische Konflikte in Delirien wahrheitsgetreu zur Darstellung gelangen, entledige ich mich hiermit meiner ärztlichen Gewissensverpflichtung, meiner Nachfolgerin von dem Erlebten Kenntnis zu geben, indem ich sie gleichzeitig an die ärztliche Schweigepflicht erinnere, von der sie nur dann entbunden ist, wenn die Verhältnisse es erfordern. Da ich am nächsten Tage selbst erkrankte und Krankenbesuche nicht unternehmen konnte, benachrichtigte ich den Kollegen Dr. Stühler in Geyershofen von dem bedenklichen Fall und bat ihn um Weiterbehandlung. Die Fortentwicklung des Falles entzieht sich also meiner Kenntnis. Ich nehme aber an, daß die kräftige Natur des Erkrankten eine Genesung zeitigen wird. Daß Vorstehendes wahrheitsgemäß von mir berichtet worden ist, erkläre ich an Eidesstatt.

Dr. Anton Ölschläger, prakt. Arzt.

*

Eva starrte noch immer auf den in einen langen, schlangenleibartig auslaufenden Schnörkel des letzten Buchstabens, der sich wie ein geheimnisvolles Etwas unter der Niederschrift hinzog. Die Mitteilungen des Riedwangersepps über den „Närrischen" vom Totenkogel fielen ihr ein, der ohne Frage dieser Maler Ludwig Rell war und der mit seiner Erkrankung also wohl wirklich die Schuld trug, daß Onkel Anton, ehe er es selbst gedacht, davon gewußt, und daß sie nun schon heute an seine Stelle gerückt war, um gleich am ersten Abend ihres Hierseins Einblick in ein dunkles Geheimnis zu gewinnen.

Darüber hinaus etwas zu bedenken, war vorläufig kaum erforderlich. Sie würde, wie Onkel es getan, schweigen müssen. Und falls die Verhältnisse es erfordern sollten? Nun ja ... Aber wer wußte denn, ob derartige Verhältnisse jemals eintreten würden?

Sie faltete den Bogen langsam zusammen, die Stirn in nachdenkliche Falten gelegt, und schob ihn in einen neuen Umschlag. Als sie ihn geschlossen und mit einem Kennzeichen versehen hatte, verwahrte sie ihn in einem der Kästen des Schreibtisches.

Weit nach 1 Uhr ... Nun noch der Brief an Mutt? ... Nein, sie fühlte sich nicht in der Stimmung, Heiteres, Unbeschwertes zu Papier zu bringen. Es würde alles gequält, gemacht anmuten. Und wenn nicht anders, so würde Mutt zwischen den Zeilen lesen, daß in Welflingen schon am ersten Tage etwas nicht stimmte. Und das wollte sie Mutt nicht antun, sich Gedanken zu machen.

Zudem hatte sie das Gefühl, in diesem Raum plötzlich von unheimlichen Dingen umgeben zu sein und eine leise Furcht zu empfinden — obwohl sie sich lächelnd einzureden versuchte, daß dazu nicht der geringste Grund vorliege.

Sie warf noch einen letzten scheuen Blick auf das Fach des Schreibtisches, indem sie den Brief verwahrt wußte und erhob sich dann hastig. O ja, der Tag war wahrlich ereignisreich im Überfluß gewesen, um nun endlich dem Schlaf sein Recht einzuräumen! —

*

Wie? ... Ja, wie denn? ... Eine Ärztin? Hier in Welflingen? ... Ja, da stand es doch, an bevorzugter Stelle, fett gedruckt, von einer schöne Verzierungen zeigenden Kante umrahmt ... und es war doch nicht anzunehmen, daß sich der „Waldbote" einen verspäteten Aprilscherz erlaubt hatte!

Matthias Borngräber las zum dritten und vierten Male, las, heftig atmend, mit drohend bewölkter Stirn, die Augen weit geöffnet, las mit den Gefühlen eines Betrogenen, Verratenen, Hintergangenen ...

Denn daß dieser Anton Ölschläger nie ein Wort davon gesprochen, eine Nichte zu haben, die einmal seine Praxis übernehmen würde, und daß er sie nun nach Welflingen förmlich hineingeschmuggelt hatte, jeder offenen Ehrlichkeit zum Hohn, das war Betrug und Verrat ... Und er, Matthias Borngräber, der Bürgermeister dieser Stadt, hatte sich eine Sache auf den Hals geladen, wie sie niederträchtiger nicht auszudenken war.

Empört schleuderte Herr Matthias den „Waldboten" auf die Dielen seines Amtszimmers und begann ein erregtes Auf und Ab.

Was war zu tun? ... Zwei Leute von der ärztlichen Kunst in Welflingen bedeutete doch wohl eine lächerliche Unmöglichkeit. Wer von beiden würde da angesichts der anerkennenswerten Gesundheit seiner Bewohner zuerst verhungern!

Unmöglich konnte man Doktor Beltz, der seine Ankunft für die allernächste Zeit angezeigt und mitgeteilt hatte, daß er sich freue, früher, als er gedacht, in seinem neuen Wirkungskreis tätig sein zu dürfen, in letzter Stunde abschreiben. Was hätte der Mann wohl denken sollen! Außerdem war die Wohnung fest gemietet. Wribbel würde einen Riesenlärm schlagen, Schadenersatz verlangen, eine gepfefferte Rechnung für Reparaturkosten einreichen. Und wer die dann wohl bezahlen sollte!

Nein: Unmögliches konnte nicht möglich gemacht werden.

Mithin blieb, wenn eben zwei von der Zunft des Gottes Eskulap für Welflingen nicht tragbar waren, nichts anderes übrig, als zu versuchen, sich der Ärztin wieder zu entledigen. Ja, irgend etwas mußte unternommen werden, sie zu entfernen.

Überhaupt war es schon ein Skandal, daß dieser Filou Ölschläger — mochte er trotzdem ruhig schlafen — sich erlaubt hatte, der Stadt einen weiblichen Doktor vor die Nase zu setzen. Was sollte man denn mit einer Frau! Kein Mensch würde die in Anspruch nehmen. So was paßte allenfalls für die Großstadt, aber um alles in der Welt doch nicht für Welflingen und Umgegend!

Ja, hm! Der Bürgermeister ging einem plötzlich in ihm auftauchenden Gedanken nach ... Wenn die gestern von ihm beobachtete Unbekannte etwa diese Ärztin sein sollte — und es unterlag wohl kaum einem Zweifel, daß dem so war —, dann stand schließlich der Vikar, der sie ja doch von der Post abgeholt und ihren Koffer getragen haben sollte, mit dieser Geschichte auch im Zusammenhange, hatte mitgeholfen, daß sie gekommen und war von ihrem Eintreffen unterrichtet gewesen und ... war wohl wirklich so etwas wie ihr heimlich Verlobter ... Und daher wohl auch die glänzende Grabrede mit ihren tausend Lobsprüchen? Oha! Eine förmliche Verschwörung war das ja, ein abgekartetes Spiel ...

Ja, und was hatte man nun zu tun? Matthias Borngräber war gewiß kein Mann des Ränkeschmiedens. Es entsprach nicht seiner aufrichtigen, ehrlichen Art, verschwörerhaft gegen unliebsame Dinge anzukämpfen ... Aber da er sich Dr. Beltz verpflichtet fühlte und für den er nun meinte sorgen zu müssen, ferner auch der Vikarstochter in seiner halb besorgten, halb schon enttäuschten Vaterseele bohrt — fiel ihm das Wort ‚Boykott" ein. Damit würde man sein Gewissen nicht allzu stark belasten. Und man würde es wagen dürfen, die heimlich hereingeschneite und hinterlistig hereingeschobene Ärztin als eine nicht gewünschte und für die hiesigen Verhältnisse überhaupt nicht in Frage kommende Konkurrenz kaltzustellen und für dieses Vorgehen Stimmung zu machen.

Drei Personen fielen Matthias Borngräber ohne langes Überlegen ein, die bereit sein würden, sich in den Dienst der — hm — guten Sache zu stellen: Schröck, Wribbel und der Riedwangersepp. Schröck würde einfach dienstlich befohlen werden, Wribbel hatte persönliches Interesse, für den Doktor einzutreten, und der Riedwangersepp ... nun ja, es könnte vielleicht sein, daß er es der „Dynastie" zuliebe mit der Ärztin hielt, aber ebensogut und mit noch viel größerer Berechtigung durfte angenommen werden, daß er sich widerstandslos der Kampffront Schröck—Wribbel anschloß, weil er als eingefleischter Junggeselle sich nicht dazu hergeben würde, eine Doktorin über Land zu fahren. Ob es ratsam sein würde, weibliche Hilfskräfte aufzurufen, etwa Barb, die Magd, mit einer Sonderaufgabe im Lager ihrer Berufsgenossinnen zu betrauen, mochte einer späteren Entscheidung vorbehalten bleiben. Vorläufig würde man Anstalten treffen, um das Dreimännerkollegium in Tätigkeit treten zu lassen. Und zwar ohne Verzug ...

Steckte da im nächsten Augenblick Balthasar Schröck seinen Kopf zur halbgeöffneten Tür herein und meldete den Besuch einer Dame an, die den Herrn Bürgermeister zu sprechen wünsche.

Borngräber, obwohl schlaglichtartig ahnend, daß diese Dame niemand anders als die Nichte Ölschlägers sein würde, fragte dennoch nach der Person, die einen Besuch wünsche.

Schröck schob sich ganz in den Dienstraum und zog die Tür hinter sich zu: „Die mit dem Herrn Pfarrer gestern, wissen's, Herr Bürgermeister." Er zeigte mit dem Daumen über die Schulter.

„Sie wart't draußen im Flur."

„Na, dann doch los, Schröck!" forderte Borngräber ungemütlich, sich nicht im klaren wissend, wie er sich nun verhalten solle. Er hob den „Waldboten" vom Fußboden auf und zog seinen Rock zurecht.

Und dann trat Eva auch schon über die Schwelle. Mit einem strahlenden Lächeln und in glänzender Laune.

Der Gedanke an das „Dreimännerkollegium" tauchte bei ihrem Anblick, wie durch einen Kontakt ausgelöst, bei Borngräber auf. Aber er glitt nur schattenhaft, einer Unwirklichkeit gleich, durch sein Hirn.

Begrüßung. Seitens Herrn Matthias' mit steifer Förmlichkeit. Das übliche sonst noch.

„Ich habe soeben der Anmeldepflicht genügt", sagte Eva dann, „und wollte mich Ihnen nun im Anschluß daran gleich persönlich als neuester Zuwachs Welflingens und als Nachfolgerin meines verstorbenen Onkels Ölschläger vorstellen. Im ‚Waldboten', den ich dort liegen sehe, tat ich es schon."

„Ja." Borngräber tippte auf die Zeitung und schob sie ein Stück zur Seite. „Ich war äußerst überrascht." Er zögerte einen Augenblick. „Eigentlich unangenehm überrascht."

„Oh!" Nein, sehr galant war das Oberhaupt der Stadt eigentlich nicht. „Und warum, Herr Bürgermeister, wenn ich das wissen darf?"

Borngräber druckste. Aber man stieß am besten gleich scharf und offen vor. „Weil Ihre Niederlassung unerwünscht und überflüssig ist, Fräulein Doktor", sagte er hastend und sah an ihr vorüber.

Ohne Frage: unverblümt. Der Mann war ehrlich. Eva lächelte. „Also so ungefähr lästige Ausländerin, Herr Bürgermeister? Oder nur grundsätzliche Einstellung gegen die beruflich tätige Frau? Und inwiefern überflüssig? Sie gestatten, daß ich nun ebenfalls unangenehm überrascht bin."

(Fortsetzung folgt)

Der letzte Tote des Regiments

Eine Erinnerung von Hans Henning Freiherr Grote

Wohl jedem Kameraden, den das große Grauen des Weltkrieges verschont hat, ergeht es zuweilen so: nicht nur in stiller Stunde, wenn die Nacht herniederfällt und mit ihrem gütigem Mantel Geschrei und Lärm abwehrt, Lebensjagd und Lebenshast, die uns sonst allstündlich umgeben, oft auch mitten in rauschenden, jubelnden Fest, in Stunden des Glücks steht eine Erinnerung vor uns auf, greift nach unserem Herzen. „Weißt du es noch?" raunt sie. Solange wir leben, werden wir ihm verfallen sein, dem großen Krieg mit seinen Toten.

Jeder von uns hat seine Toten. Kaum zu zählen ist ihre Reihe. Allzufrüh löschte der Tod deshalb wohl ihr Lebenslicht aus, damit sie heute gleich leuchtenden, unbeirrbaren Flammen richtungweisend an jenem Wege stehen, den das Schicksal unserem Volke vorgezeichnet hat.

Von einem jener Toten will ich hier erzählen, nicht allein, weil er der letzte Tote unseres Regimentes gewesen. Aber sein Schwinden von dieser Erde geschah so unbemerkt, ganz vom Strudel der schlimmen Ereignisse überflutet, daß es kaum einer erfuhr und jeder, der davon hörte, es auch schon wieder vergaß.

Wir lagen damals in den ersten Tagen des November 1918 in der Woevreebene vorwärts Etain, also auf dem Schlachtfelde, das mit dem Namen Verdun unvergänglich in die Kriegsgeschichte der Welt eingegangen ist. Von den Argonnen kamen wir her, wo wir buchstäblich bis zum letzten Mann einen amerikanisch-französischen Großangriff abgewehrt hatten. Statt zwölf Kompanien zählten wir nur noch sechs, und jede von ihnen besaß nicht mehr als die Zugstärke. Mit diesen wenigen Mann, von denen jeder einzelne einen Abschnitt von hundert Metern zu halten hatte, bezogen wir bei Hautecourt eine Stellung, die noch als ruhig galt. Acht Tage lang blieb das Wahrheit, bis auch hier der Gegner den Großangriff begann, dem wir ohne jede Reserven nicht mehr lange hätten standhalten können.

Der Ersatz war spärlich genug. Auch eine Anzahl von Offizieren war darunter, die wohl nur dem großen Mangel an Führern ihre Beförderung verdankten. „Scheidemannspende" hatte ein ebenso böses wie wahres Scherzwort diesen ganzen Ersatz in Bausch und Bogen getauft. Einer aber darunter, jener Leutnant K., wog hundertfältig auf, was manchem anderen fehlen mochte.

Um den 9. November war es, also an jenem Tage, da die deutsche Heimat schon ihre Selbstaufgabe vollzogen hatte. Das Feuer der leichten und schweren Artillerie des Feindes ließ keinen Zweifel über seine Absichten mehr zu. Noch war die Vorfeldstellung in unserem Besitz. Sie zog sich durch Waldgelände, vielfältig von Sumpf und Dickicht zerrissen, durch den Großen und Kleinen Coanon, der fast einen halben Kilometer vor unserem ersten Graben lag. Nur ungern führten wir diese Besetzung des „Kognakwaldes", wie der Soldat ihn nannte, noch durch, denn bei unserer geringen Stärke war jeder Mann in der Hauptstellung nicht mit Gold aufzuwiegen. Für den Feind aber bedeutete die Aufhebung der Vorfeldbesatzung ein leichtes; man brauchte sie nur zu umgehen, um sie so gut wie kampflos zu Gefangenen zu machen.

Nun, so einfach gelang es zum Glück dem Amerikaner doch nicht. Als seine Massen sehr vorsichtig gegen den Wald vordrückten, empfing sie das Feuer unserer geschickt eingebauten Maschinengewehre. Handgranaten taten das ihrige, um den Vormarsch der kriegsungewohnten Yankees zu hindern, und mit nur geringen Verlusten erreichte die Vorfeldbesatzung, wie ihr für den Fall eines ernsthaften Angriffs befohlen war, unsere erste Stellung.

Damals sah ich den Leutnant K. so recht zum erstenmal. In den wenigen Tagen, die er nun bei uns war, hatte sich für den Adjutanten, der damals mehr als je die Seele des Kampfbataillons bedeutete, noch keine Gelegenheit geboten, mit dem neuen Ersatz die notwendige Fühlung zu nehmen. Nur in der Schlacht selbst konnte das geschehen, und als Leutnant K., der die Vorfeldbesatzung geführt hatte, mit schmucklosen Worten seinen Bericht erstattete, der dem Eingeweihten mehr als genug sagte, wußte ich bald: Das ist ein Kerl. Von uns, den „Alten" des Regiments, lebten nur noch wenige: um so freudiger also stimmte der Eindruck, den der Neue in uns erweckte.

Seltsamerweise übten die Ereignisse, die sich in der Heimat abspielten, auf unsere Führung und ihre Entschlüsse keinen Druck aus. Vielleicht war sie um diese Zeit ebensowenig darüber unterrichtet wie wir selbst, die wir nur von Gerüchten, „Latrinenparolen", gehört hatten. Kurz und gut, noch in der Nacht dieses Räumungstages traf der Befehl ein, den Wald von Cognon wiederzunehmen. Ich hämmerte damals mit der Faust auf den Tisch, weil dieser Befehl sinnlos und kaum ausführbar schien. In hellen Haufen steckten die Amerikaner in jenem unwegsamen Dickicht, während der Gegenangriff weit von unseren eigentlichen Verteidigungslinien ab über freies und deckungsloses Gelände mitten in das feindliche Meer hineinführte, und nur wenige Mann sollten ihn unternehmen.

Da rief ich den Leutnant K. und setzte ihm auseinander, was jener Befehl von uns erheischte. Nicht einen Augenblick versäumte der Mann mit unnützen Fragen. Sein jungenhaftes, von weichem Flaum bedecktes Gesicht blieb ernst, doch nicht ohne Zuversicht. Ich schärfte dem Leutnant ein, zwar sei der Wald zu nehmen und zu halten, aber nicht länger, als er es selbst verantworten könnte. Nach Ansicht der Führung müsse die beweglich**e** Verteidigung solange wie möglich durchgeführt werden; jeder Tag, den der übermächtige Gegner später gegen unsere erste Stellung anbrande, sei ein Gewinn.